

Separat-Abdruck aus der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“  
XXXI. Jahrgang.  
(A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Herrn Dozenten Dr. Michael Webersauert  
in aufrichtiger Verehrung  
und Dankbarkeit  
sein  
Rudolf Trebitsch

## Fünf Tage in Sardinien.

Von Dr. Rudolf Trebitsch in Wien.

Bei Antritt einer Rundreise durch Korsika und Sizilien beschloffen mein Freund und ich, auch das zwischen beiden Inseln gelegene, so selten bereifte Sardinien zu besuchen und fünf Tage dafür zu verwenden.

So bestiegen wir denn am 19. März 1909 im Hafen von Ajaccio den kleinen, nur zwei Kabinen erster Klasse enthaltenden Dampfer „Venezuela“, welcher zweimal im Monat den Verkehr zwischen Ajaccio und Porto Torrès auf Sardinien vermittelt. Der einzige Vergnügungsreisende außer uns war ein älterer Engländer, der einen Jagdausflug nach Sardinien unternahm. Er hatte die Insel übrigens schon wiederholt in derselben Absicht besucht. — Das Jagdrecht soll in Sardinien sehr leicht gegen ein geringes Entgelt für jeden Fremden zu erwerben sein. Dabei kommen, so heißt es, obendrein noch die anderwärts in Europa so selten gewordenen Wildschweine massenhaft vor. — Von Mitternacht ungefähr bis  $\frac{1}{2}$  6 Uhr morgens dauerte unsere Überfahrt. Die See war ziemlich bewegt, das Stampfen der Maschine deutlich vernehmbar. Das entsetzliche Qualmen einer in der Kajüte befindlichen Öllampe bedrohte uns fortwährend mit dem Ersticken. Wir fühlten uns daher förmlich erlöst, als wir, wenn auch bei Regenwetter, die flachen Ufer Sardiniens samt einigen vorgelegerten Inselchen erblickten.

Raum in dem natürlichen Hafen von Porto Torrès angelangt, hatten wir uns gegen den Ansturm zahlreicher Barken gegen unseren Dampfer zu verteidigen. Eine davon bestiegen wir nun und fuhren zum Zollamt. Eine ganze Meute von Trägern brachte unsere kleinen Gepäckstücke von hier aus zum fünf Minuten entfernten Bahnhofe; offenbar waren mehrere erschienen, damit möglichst viel Leute etwas verdienen und sich nur ja keiner überanstrengen. Unser Weg hatte uns hierbei durch ein Rotmeer an einigen ganz unbedeutenden römischen Bauresten vorübergeführt. Im Stationsgebäude machte uns ein Plakat der Eisenbahnverbindungen Sardiniens mit der kleidsamen, hauptsächlich in Rot und Schwarz gehaltenen Nationaltracht der Bewohnerinnen des im Gebirge gelegenen Ortes Arizo bekannt. Das Auffallendste daran ist das quer vor dem Mund getragene Tuch, welches man auf Photographien nur in den seltensten

Fällen zu sehen bekommt, da es die Frauen vor der Kamera wohl aus Gründen der Eitelkeit abzulegen pflegen. An Kostümen der verschiedensten Art ist übrigens Sardinien ungemein reich. Um 8 Uhr bestiegen wir nun den einzigen Zug, der die Insel von Norden nach Süden durchmisst. In allen Kupees lagen Wärmeflaschen auf dem Boden und die Einheimischen waren in ihre Pelze und Winterröcke gehüllt — trotz einer Temperatur von ungefähr 10 Grad Celsius — was sofort auf das ungemein warme Klima der Insel schließen ließ.

Nach einer Fahrt von kaum zwei Stunden durch eine wellige grasbestandene Ebene erreichten wir Sassari, die zweite Hauptstadt des Landes mit nahezu 40.000 Einwohnern. Allenthalben durchquerten Esel mit walzenförmigen Behältern auf dem Rücken, von einem nebenher schreitenden Manne angetrieben, die Stadt. Sie versorgen die Stadt mit Trinkwasser, das sie von der Jahrhunderte alten „Fontana del Rosello“ in die einzelnen Häuser schleppen. Vom Brunnen aus öffnet sich ein Blick auf das die Stadt umgebende Kalksteinplateau, welches, vielfach von Steinbrüchen durchsetzt und von Kaktuspflanzen bestanden, dem Auge ein malerisches Bild abgibt. In einer Konditorei, welche wir wie wohl alle Fremden besuchten, erfreuten wir deren Inhaber, einen Schweizer, durch deutsche Worte, welche er während seines 18jährigen Aufenthaltes, wie er selbst sagte, in Sassari nicht ein einzigesmal zu hören bekommen hatte. Ein altes, ehrwürdiges Gebäude machte uns hierauf mit der ungefähr die Größe einer unserer Mittelschulen darbietenden „Università degli studi“ bekannt. Als wir uns hier an den Bedell wandten, um die vom Baedeker warm empfohlene Sammlung prähistorischer Altertümer zu besichtigen, bat dieser den betreffenden, zufällig anwesenden Direktor der Kollektion um die Erlaubnis dazu für „zwei Engländer“. Für solche wurden wir auch stets während unserer ganzen Reise durch Sardinien gehalten, da nur sehr selten ein Angehöriger einer anderen Nation dieses Land mit seinem äußerst geringen Fremdenverkehr besucht. Hauptsächlich das bunt bewegte Straßenleben bildete für uns den eigenartigen Reiz dieser Stadt, während an den Gebäuden mit ganz wenigen Ausnahmen gar nichts zu sehen war. Da sah man Männer mit Jacken aus schwarzem Ziegenfell, Kniehosen aus weißer Leinwand, hohen Stiefeln und schwarzen, weit über den Rücken herabhängenden Mützen, dann wieder Reiter auf Maultieren, welche zweiteilige, zu beiden Seiten des Vierfüßlers herabhängende Säcke, mit Gemüse gefüllt, zu Markte brachten. Andere Landleute wieder schleppten selbst, diese zweiteiligen Säcke auf ihren Schultern tragend, ihre Waren in die Stadt.

Gegen 3 Uhr nachmittags bestiegen wir den Zug, der uns nach ungefähr vierstündiger Fahrt nach Macomèr brachte. Das Bahngleise windet sich zuerst wieder durch eine vegetationsarme wellige Ebene hindurch, später tauchten in der Ferne deutlich vulkanische Kegelsberge auf und rückten allmählich im Verlaufe der Reise dicht an den Schienenstrang heran; dann fuhr man durch erstarrte Lavaströme, wilde Lavaschluchten mit dräuenden blasigen Bildungen. Je mehr wir uns Macomèr näherten, desto häufiger gewahrte man die eigentümlichen turmartigen, „Muraghen“ genannten Gebilde, die zu einigen Tausenden eine Spezialität Sardinien bilden. Die schönsten davon sollen in der Umgebung Macomèrs vorhanden sein, weshalb wir den Ort auch aufsuchten.

Nachdem wir in dem einzigen Hotel des Dorfes die Nacht verbracht hatten, brachen wir um 6 Uhr früh mit einem ortskundigen Führer auf und nun ging es zu den „Muraghen“, die an der Grenze der vor uns liegenden Ebene schon von weitem sichtbar waren. Fenchel und Gestrüpp, soweit das Auge reicht. Als

Umrandung des Ganzen finstere, längst erloschene Vulkankegel. Nach kaum einstündiger Wanderung erreichten wir den ersten, auf einer kleinen Anhöhe gelegenen „Nuragh“. Ihm zur Seite ein verfallenes Kirchlein, im fernsten Osten sah man die schneebedeckten Gipfel der höchsten Berge Sardiniens, der Genargentugruppe, gegen 1900 Meter hoch.

Kaum werden wir dieses „Nuragh“ ansichtig, erinnern wir uns sofort der so bekannten, oft gesehenen Abbildungen der Zyklopenbauten von Mykene. Auch hier sehen wir ein Gebilde, aus roh behauenen quadratischen, lose aufeinandergelegten Steinen. Es ist ein konisch zugespitzter Turm, eine Plattform als oberes Ende tragend. Beim Eintritt durch das kaum mannshohe Tor gelangen wir in einen dämmerigen, kegelförmig überwölbten Raum von nur einigen Quadratmetern Flächeninhalt. Eine stockfinstere Wendeltreppe, die man nur in gebückter Haltung durchschreiten kann, führt in ein unterirdisches, ungefähr gleich großes Gelaß, welches man von dem oberen aus durch eine Lücke in dessen Steinfußboden in mystischem Halbdunkel unter sich sieht. Außen führt ebenfalls eine Wendeltreppe auf die erwähnte Plattform des Gebäudes. Alle „Nuraghen“ weisen eine ähnliche Konstruktion auf. Die Zahl der Stockwerke variiert von 1 bis 3. Der Erhaltungszustand ist bei diesen, vermutlich der jüngeren Steinzeit angehörenden Denkmälern ganz verschieden, mitunter hat man es mit einem unscheinbaren Trümmerhaufen, bisweilen wieder mit nahezu vollständig unverfälschten Baulichkeiten zu tun. Zwischen beiden Möglichkeiten gibt es zahlreiche Übergänge. Benutzt wurden sie wahrscheinlich teils als Grabstätten, teils als Zufluchtsorte. Noch heute scheinen manche zu dem letzteren Zwecke von Hirten aufgesucht zu werden. Andere ebenerdige dagegen, von Schilf überdacht, dienen jetzt noch als Wohnungen und gleichen so den primitiven Behausungen irgend welcher wilder Völkerstämme. Die in den „Nuraghen“ gefundenen Gegenstände wurden leider alle in die verschiedensten Museen verschleppt, obwohl sie sicherlich ungleich mehr imponieren würden, wenn man sie an Ort und Stelle belassen hätte. So sahen wir im Museum zu Cagliari derartige Objekte. Außer Knochen der in den „Nuraghen“ vorgefundenen Skelette gab es da Steinwerkzeuge der verschiedensten Art, Schmuckgegenstände der neolithischen Periode, ja sogar Bronze-Statuetten, welche deutlich bewiesen, daß die „Nuraghen“ auch in historischen Zeiten, d. h. zur Zeit der punischen und auch der späteren römischen Herrschaft benutzt oder vielleicht sogar bewohnt wurden. Ein paar Ringkämpfer aus Bronze fielen mir da wegen ihrer reizenden Ausführung besonders auf.

Nachdem wir drei Stunden des Vormittags für die Besichtigung zweier der best erhaltenen „Nuraghen“ in Sardinien in der Umgebung Macomèrs verwendet hatten, brachte uns die Bahn in ungefähr 5 bis 6 Stunden von hier aus nach Cagliari, der Hauptstadt Sardiniens. Nach beiläufig einstündiger Fahrt durch eine Gebirgslandschaft erreichten wir das Städtchen Dristano, wo uns bereits afrikanische Lüfte umwehten. Während wir im nördlichen Sardinien vielleicht unserem April entsprechende Temperaturen angetroffen hatten, wurde uns hier annähernd ein Juni unserer Regionen vorgetäuscht. Die wegen ihrer Fruchtbarkeit und besonders wegen ihrer Weine bekannte Campidanoebene lag vor uns und begleitete uns bis nach Cagliari. Üppige Kaktushecken, Bauernhäuser aus grauen ungebrannten, an der Luft getrockneten Ziegeln mit mairischen Brunnen daneben belebten in anmutiger Weise das landschaftliche Bild. Von Zeit zu Zeit erblickte man Bohnensfelder, die mit ihren lieblichen, Kohlweißlingen gleichenden Blüten die prächtigen Grassmatten abwechslungsreich

unterbrochen. Doch auch traurige Anblicke blieben uns nicht erspart: Eufalyptusbäume mit ihren charakteristischen herabhängenden Zweigen gemahnten uns, daß hier der Tod in Form der heimtückischen Malaria auf den Menschen lauere. Freilich gewährten dafür die zahlreichen Weinpflanzungen wieder einen tröst-



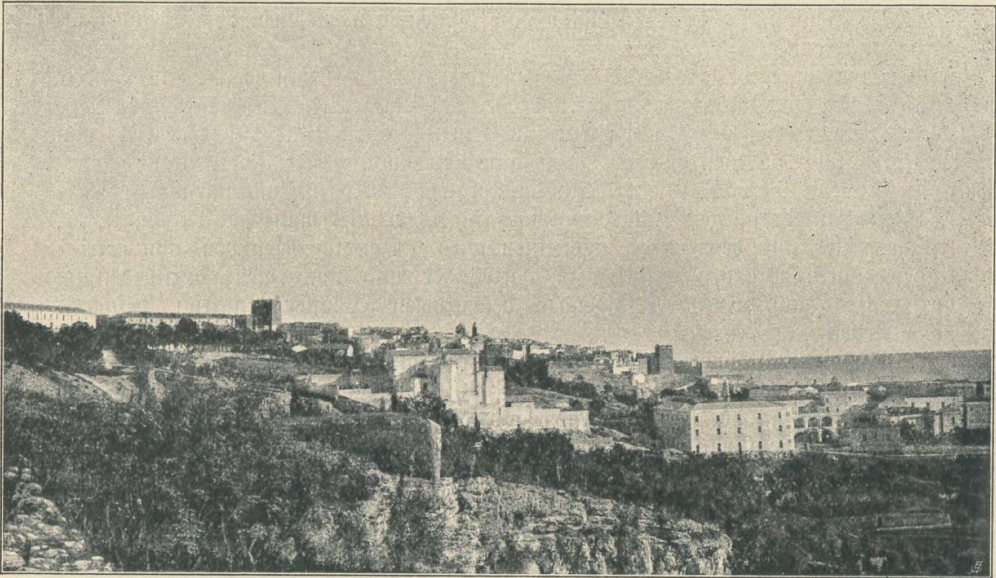
Frau von Ploaghe, Männer von Nuorafe in Sardinien.  
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

licheren Anblick. In dem Maße, als wir uns Cagliari näherten, rückten die Berge in weitere Ferne und die blaue See wurde schließlich zu unserer unmittelbaren Nachbarin.

Cagliari, die Hauptstadt Sardiniens nahm uns nun auf und beherbergte uns drei Tage. An dem unbedeutenden Hafen vorbei ging es zu dem ersten Hotel der Stadt, dem Albergo Scala di ferro. Ebenso romantisch wie sein Name war das Aussehen dieses einstigen Palastes. Die Rückseite des Ge-

bäudes wies mehrere mittelalterlich aussehende Erker einer prächtigen, im Garten hoch emporragenden Fächerpalme gegenüber auf. Durch ein Winkelwerk von engen Gängen gelangt man in die einzelnen Zimmer. Überall, wie es sich für eine der heißesten und regenärmsten Städte Europas geziemt, steinerne Fußböden, die übrigens in ganz Sardinien landesüblich zu sein scheinen.

Ein Rundgang durch die Stadt mit größtenteils engen, für italienische Begriffe äußerst reinen Gassen machte uns mit ihren Hauptsehenswürdigkeiten bekannt. Eine Unmasse von lateinischen Inschriften zeugt für die reich bewegte Vergangenheit Cagliari's. Eine alte, größtenteils im Barockstil gehaltene, leider von irgendwelchen barbarischen Feinden ihrer Marmorverkleidung beraubte Kathedrale ziert das ziemlich hochgelegene Zentrum der Stadt, welches größtenteils



Ansicht von Cagliari auf Sardinien.

(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. R. Trebitsch.)

von jahrhundertealten Bauten eingenommen wird. Etwa  $\frac{1}{2}$  Kilometer ostwärts von hier findet sich der viereckige mittelalterliche „Torre San Pancrazio“, sein genaues Gegenstück, der „Torre dell' elefante“ ist im Westen gelegen. Diese beiden weithin sichtbaren Wahrzeichen der Stadt, schon teilweise verfallen, sind aus roten Ziegeln erbaut. Mauern und Tore einer mittelalterlichen Zitadelle stehen auch noch größtenteils. Ein uraltes unscheinbares Gebäude repräsentiert in dieser hier geschilderten Altstadt die Universität. Hier oben hat man von vielen Punkten liebliche Blicke auf das Meer und die Umgebung der Stadt. Ringsum gruppieren sich an den Berglehnen unterhalb der Altstadt die Straßen der neueren Stadtteile. Die auffallendste Baulichkeit, der „Viale Regina Elena“, eine marmorgetäfelte Plattform, von Säulenhallen getragen, fällt da sofort als Lieblingspaziergang der Einheimischen auf. Ein herrliches Portal mit impo-

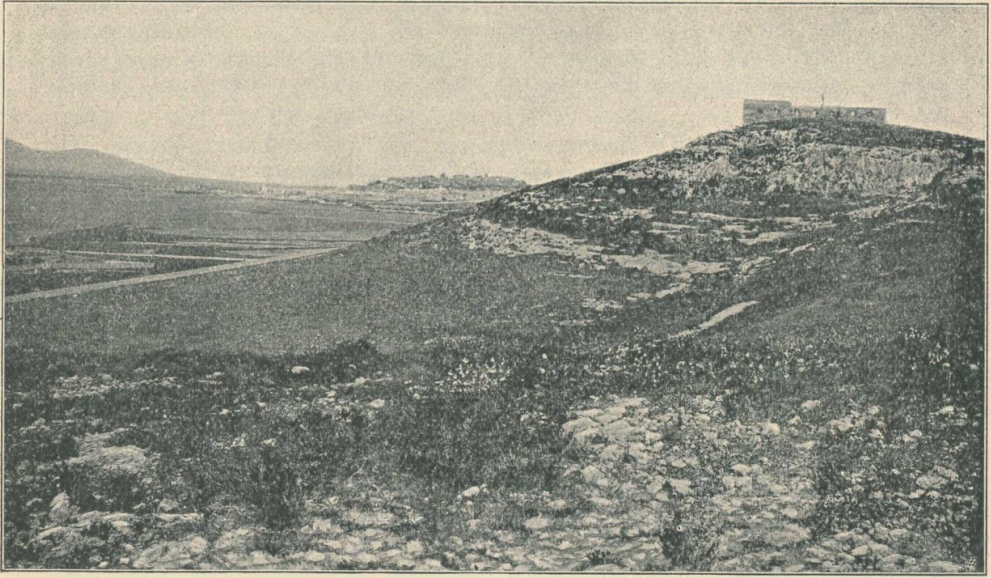
fanter Stiege geleitet den Wanderer hinauf. Oben angelangt, genießt man wieder eine reizende Aussicht, analog den bereits erwähnten Fernsichten. Nach diesem Rundgang durch den auf einen verhältnismäßig engen Raum sich erstreckenden Ort, würde man es kaum glauben, daß seine Einwohnerzahl 54.000 beträgt.

Am Nordrande der Stadt befindet sich das ziemlich gut erhaltene römische Amphitheater und die sich über ein wüstes Kalksteinplateau erstreckende antike Nekropole. In Höhlen eingemeißelt finden wir hier römische Gräber: Steinplatten zu zweien oder mehreren, wie die Betten eines Eisenbahnschlafwagens übereinandergeschichtet. Dazwischen punische Gräber: kreisrunde Löcher im Boden, daran schließend 2 bis 3 Meter in die Tiefe reichende, sich gleichmäßig gegen die Basis zu kegelförmig verbreiternde Hohlräume. In der Umgebung dieser Totenstadt ist das Altertum noch weiter durch die unscheinbaren Reste des alt-römischen „Hauses des Tigellius“ und durch die mit Schlangenreliefs an deren Eingänge geschmückte „Grotta della vipera“, einer vornehmen römischen Grabstätte vertreten.

Eine ungefähr einstündige Wagenfahrt südwärts von der Stadt brachte uns zu dem von einer mittelalterlichen, halb verfallenen Festung gekrönten Cap San Elia. Dieser Kalkfelsen bot uns einen schönen Blick auf den Golf von Cagliari und in weiter Ferne auch auf die Stadt. Hier schritten wir über üppiges Grün, herrlich belebt durch das prangende Rot mohnblumenartiger Gewächse. In der ganzen Umgebung des Hügels erblickt man Haufen von Salz, welches hier aus dem Meere gewonnen wird. Einzelne Gruppen von Sträflingen, durch ihre grauweißen Zwilchgewänder und noch mehr durch den sie auf Schritt und Tritt verfolgenden bewaffneten Wächter kenntlich, besorgen diese Arbeit.

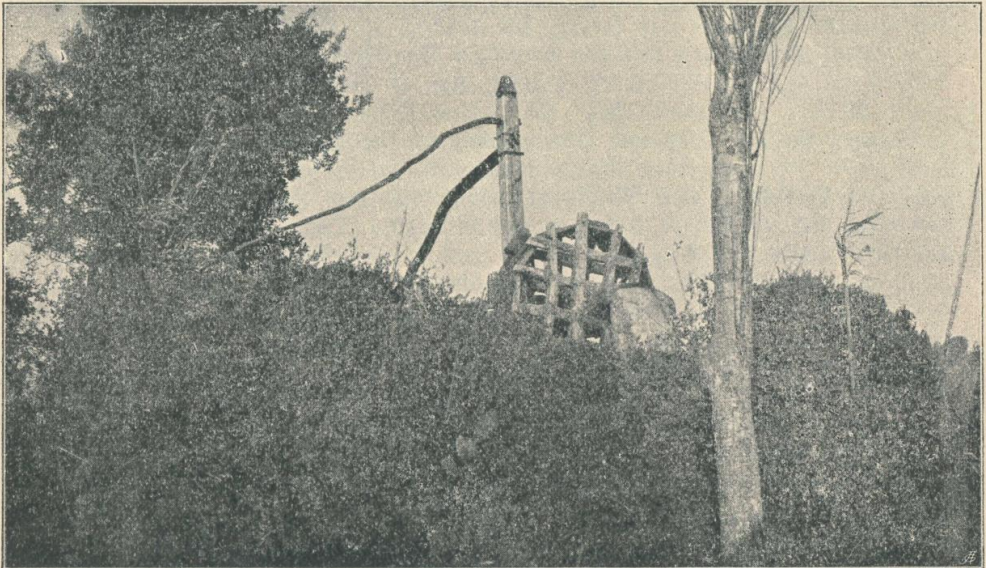
An einem schönen Sonntagvormittag fuhren wir in ungefähr einer Stunde zu dem östlich von Cagliari gelegenen, 8400 Einwohner zählenden Ort Quarto San Elena. In der Kirche konnten wir die bunten Volkstrachten der Weiber bewundern. Die Grundfarben waren auch hier Schwarz und Rot. Leider bekamen wir jetzt, als in der Fastenzeit, nicht den interessanten Schmuck der Frauen zu sehen. Aber in den Straßen von Cagliari erblickten wir ihn reichlich in den Auslagen der Juweliergeschäfte: goldene Ketten, aus Kugeln oder kugelförmlichen Gebilden zusammengesetzt, alles getriebene Arbeit. An diesen Erzeugnissen macht sich der Einfluß des Orients deutlich bemerkbar. Interessant schien nur noch, daß die Frauen im Gotteshause von den Männern getrennt waren.

Drei Kilometer nördlich von Cagliari ragt auf sanft ansteigendem Kalkfelsen die mittelalterliche Burg San Michele, weithin sichtbar, himmelwärts. Der Weg dahin führte uns an Kaktushecken vorbei, zwischen denen wir wild wachsende dünne Spargelstämmchen erblickten. Kinder waren eben damit beschäftigt, diese zu pflücken, eine, wie man uns sagte, hierzulande ganz gewöhnliche Beschäftigung der Jugend. Dieser Spargel unterscheidet sich, wie wir uns selbst überzeugen konnten, von dem unsrigen nicht nur durch seine Farbe, sondern auch durch seine Bitterkeit. Weiterhin ging es nun durch Weingärten zur Ruine. Als der Anstieg auf den Hügel begann, erblickten wir zu unseren Füßen wiederholt kleine Aushöhlungen im Gestein, die wir als Strudellöcher erkannten. Hier hatte also in unendlich fernen Zeiten das Meer gebrandet. Auf dem Gipfel der Anhöhe angelangt, stellte sich uns San Michele als ein Bau mit noch wohl-erhaltenen Mauern und Gräben und zwei mächtigen viereckigen Türmen dar. Über diesen hoch in den Lüften kreisten eben zwei Turmfalken, welche dann in



**Cap S. Elia mit Kastell S. Michele.**

(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. R. Trebitsch.)



**Brunnen bei Sestu auf Sardinien.**

(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. R. Trebitsch.)

nos 4.632

der ihnen eigentümlichen Art blizschnell senkrecht auf irgendeine Beute niederstießen. Als wir um uns blickten, ward uns ein gutes Stück der Entstehungsgeschichte der Insel klar: Am nördlichen Horizont ein Regelberg neben dem anderen, also vulkanische Bildungen, die sicherlich sehr wesentlich zum Aufbau des Eilandes beigetragen haben. Rings um den Hügel erstreckt sich die Ebene des Campidano nach allen Seiten. Von ihr aus zieht sich nach Westen weit in den Golf von Cagliari hinaus eine mächtige Landzunge, der sich vom westlichen gebirgigen Ufer eine ebensolche entgegenstreckt. Beide sind mittels einer Brücke verbunden, so daß der Golf auf diese Weise in eine nördliche und eine südliche Hälfte zerfällt. Einzelne Teile der Ebene des Campidano springen noch nördlich von hier weit in den Golf vor. Diese Bildungen, mit dem technischen Ausdruck als Nehrungen bezeichnet, im Zusammenhalt mit den einzelnen Erhebungen aus Kalkstein, deren eine das heutige Cagliari trägt, rufen in uns die Überzeugung wach, daß über das Campidano dereinst das Meer gebraust habe und die erwähnten Erhebungen dessen Inseln wären. Die Landzungen wären dann als die zuletzt aus dem Meere emporgestiegenen Landesteile zu deuten. Von diesem Anblicke, der uns so viel Einblick in das Walten der Natur gewährte, konnte ich mich nur mit Mühe trennen. Übrigens waren beim Aufbau Sardinien auch ganz entgegengesetzte Vorgänge wirksam. Es sind sicherlich auch einzelne Landstriche ins Meer versunken, da ja, wie u. a. auch aus Resten der einstigen Fauna hervorgeht, Sardinien und noch andere Inseln des Mittelmeeres mit Afrika ein zusammenhängendes Ganze gebildet haben. Beispielsweise sprechen die in der Universität von Cagliari in deren paläontologischer Sammlung vorhandenen Skeletteile eines Krokodils.

Bevor ich Sardinien verließ, wollte ich mich noch mit einigen echt sardinischen Bauernhäusern vertraut machen. Ich wählte hierzu auf Anraten unseres Hoteliers den in der Campidanoebene bloß einige Kilometer nördlich von Cagliari gelegenen Ort Sestu, mit welchem gar keine Bahnverbindung besteht. Nach Besichtigung mehrerer derartiger Baulichkeiten erschien mir folgende Einrichtung als Typus: Zuerst gelangt man in einen geräumigen, von einer hohen Mauer umgebenen Hof. An dessen Schmalseiten befinden sich die Stallungen für das Vieh und Borratskammern für Wein und Getreide. Zumeist findet sich auch, einem Stalle angrenzend, ein souffleurkastenähnliches Gebilde: der Backofen. Das Wohnhaus selbst liegt dem Hofsture gegenüber, ist ebenerdig, hat ein 2 bis 3 Meter vorspringendes Dach, welches an seinem äußersten Rande von Holzsäulen gestützt wird. So entsteht eine Art Vorhalle, welche bei schönem Wetter den Lieblingsaufenthalt der Familie bildet. Von hier aus gelangt man durch Türen in die einzelnen, gewöhnlich miteinander nicht kommunizierenden Zimmer, d. h. Schlafräume und Küche. In der Küche sehen wir in einer Ecke angebracht einen Kamin, der hier die Rolle eines Herdes übernimmt. In der Mitte dieser Lokalität befindet sich eine Mühle, im wesentlichen aus zwei ineinanderpassenden, großen Steinen bestehend. Ganz ähnlich wie bei den altrömischen Mühlen, ist an dem einen Steine eine Handhabe angebracht. Vor diese wird ein Esel, welcher die Drehung zu besorgen hat, gespannt. Durch ein von der Decke herunterhängendes, trichterförmig ausgehöhltes Holzstück gelangt das Getreide zwischen die beiden Mühlsteine. Vorher wird es aber durch ein Sieb über einem eigentümlichen Gestell — es besteht aus zwei parallelen Holzplättchen, welche eng nebeneinanderliegend auf vier Füßchen ruhen — von Unreinlichkeiten befreit. Die eigentlichen Kochgerä-

schaften, ganz primitiver Art, hängen unter dem Kamin an der Wand, während die früher erwähnten zwei Utensilien, sowie auch zahlreiche schüsselartige Strohkörbe abseits von diesen, an irgend einer Wand befestigt sind. Diese letzteren sind immer in der Mitte mit einem buntbestickten Stoffstücke überzogen, hängen übrigens meist auch an den Wänden der Schlafzimmer. Sie werden als Teller und auch zum Tragen von allerlei Lasten verwendet. In den Schlafzimmern besteht das ganze Mobilar nahezu nur aus hölzernen Betten und Truhen. Die in den Häusern verwendeten Sessel sind so klein und niedrig, daß sie genau unseren Kinderesseln gleichen. Öfen habe ich nirgends erblickt. Statt dessen benutzt man zum selben Zwecke tönernerne Becken, in denen ein Kohlenfeuer entfacht wird. Diese werden einfach auf den Fußboden gestellt, der in allen von mir besichtigten Wohnungen aus Stein war. Sehr häufig erblickte ich in den Vorhallen der Häuser schwarzbraune oder violette erdige Klumpen auf Brettern liegend. Es ist dies der Bodensatz des Weines, den man auf diese Art an der Sonne trocknen läßt, worauf er dann an Händler behufs Erzeugung von Weinstein weiter verkauft wird. Mit einigen Modifikationen sieht es in einer sardinischen Behausung etwa so aus. Backofen und Küche fehlen mitunter. Dann helfen die Leute einander gegenseitig aus, indem der Ärmere seine Vorräte einfach behufs Verarbeitung in die Küche oder zum Backofen des besser Situierten trägt.

Von den angeblichen Gefahren Sardiniens durch Räuberunwesen oder Unehrllichkeit der Einwohner haben wir gar nichts bemerkt. In dieser Hinsicht scheint vom reisenden Publikum und auch vom Baedeker sehr stark übertrieben zu werden. Die einzige Schwierigkeit für uns bildete höchstens die Sprache, da sich der sardische Dialekt sehr wesentlich vom Italienischen unterscheidet. Aber so kleine Unannehmlichkeiten nimmt sicherlich jedermann gern in Kauf, wenn er dafür ein so hochinteressantes Land wie Sardinien kennen lernen kann.

